

Oliver König

Männer und Frauen - und so weiter

Vortrag auf dem Fest zum zehnjährigen Bestehen der Fortbildung in der Leitung von Gruppen der SAAP am 16. und 17. März 1996

Aus der Vielfalt möglicher Perspektiven auf das Thema „Männer - Frauen“ habe ich für diesen Vortrag drei Themenbereiche ausgesucht und miteinander verknüpft. Ich beginne mit einigen Bemerkungen über den Charakter der Kategorie „Geschlecht“, bzw. der Kategorien „Mann“ und „Frau“, und wie diese in der Interaktion hergestellt werden. Daran schließen sich einige Überlegungen zur frühen Objektbildung und zur moralischen Entwicklung bei Jungen und Mädchen an. Die Relevanz dieser Überlegungen für die Arbeit mit Gruppen untersuche ich anhand von Vorstellungen über männliche und weibliche Autorität.

1. Die Kategorie „Geschlecht“ und die Produktion von Unterschieden

In den letzten Jahrzehnten sind eine Unzahl von empirischen Untersuchungen entstanden, die den Unterschieden zwischen Männern und Frauen nachgegangen sind. Gefunden wurden Unterschiede in fast allen Lebensbereichen. Bis auf wenige Ausnahmen können alle diese Unterschiede bei näherem Hinsehen auf andere Faktoren als das Merkmal Geschlecht zurückgeführt bzw. damit in Verbindung gebracht werden, vor allem auf die unterschiedlichen Lebenslagen von Männern und Frauen, die im Kern unserer gesellschaftlichen Organisation verankert sind (Beck 1986). Es wird hier also, ohne dies näher ausführen und begründen zu können, der Standpunkt vertreten, dass biologische Unterschiede hinter sozialen Unterschieden zurückstehen bzw. von diesen überformt werden können.

Die empirische Untersuchung der Geschlechtsunterschiede hat weiterhin ein grundsätzliches Merkmal der Kategorie Geschlecht hervortreten lassen. Werden in solchen Untersuchungen Unterschiede gefunden, so sind dies immer statistische Unterschiede, die Wahrscheinlichkeiten bezeichnen, mit denen Männer bzw. Frauen eine Merkmalsausprägung eher besitzen als das andere Geschlecht. Untersucht werden also relative Ausprägungen von Merkmalen, die in der empirischen Wirklichkeit in Bezug auf das jeweilige Merkmal drei Gruppen entstehen lassen: Die Männer, die sich darin von den Frauen unterscheiden; die Frauen, die sich darin von den Männern unterscheiden; die Männer und Frauen, die sich darin gleichen.

In der Zusammenschau entstehen aus der Vielzahl solcher Unterscheidungen bipolar organisierte Merkmalsprofile. In unserem Alltagsverständnis operieren wir ständig innerhalb solcher Profile, die dazu neigen, sich zu idealtypischen Bildern von „der Frau“ und „dem Mann“ zu verdichten. Diese Idealtypen leben geradezu davon, dass sie die Unterschiede betonen und die Gemeinsamkeiten der Schnittmengen negieren. Dies sorgt für die Aufteilung der realen Vielfalt in zwei Gruppierungen: Männer und Frauen.

In der „Normalität“ des Zusammenlebens der Geschlechter führt dies häufig zur Ausbildung von komplementären Rollenmustern, die eine besondere und fundamentale Form der Rollenspaltung darstellen. Dies hat dann u.a. zur Folge, dass bestimmte Rollen, einmal vom einen Geschlecht „besetzt“, für das andere Geschlecht nicht mehr einnehmbar sind. Dies gilt nicht nur für den gesamtgesellschaftlichen Kontext mit seiner Aufspaltung in

Beruf und Familie, sondern zeigt sich auch ganz konkret im interaktionellen Geschehen, das uns hier vor allem interessiert. Die neuere Geschlechterforschung schenkt diesen Phänomenen, das gerade auch im Kontext von Gruppen wirksam wird, zunehmend mehr Aufmerksamkeit. Für den schulischen Bereich ist z.B. untersucht worden, dass Mädchen in getrennten Klassen häufiger Interesse an technischen und naturwissenschaftlichen Fächern entwickeln als in gemischtgeschlechtlichen, da diese Themenbereiche dort von den Jungen in Beschlag genommen sind. Im familiären Kontext zeigt sich ein ähnliches Phänomen. Die Anwesenheit von gegengeschlechtlichen Geschwistern scheint die Ausbildung von geschlechtsspezifischen Rollen zu verstärken (Langenmayr 1978, 80). D.h. Jungen mit Schwestern, bzw. Mädchen mit Brüdern scheinen eine klarer abgehobene geschlechtsspezifische Rollenidentität zu entwickeln.

Bei der Wirkung der in dieser Weise produzierten Unterschiede lassen sich also drei Ebenen unterscheiden.

- Einmal gibt es empirisch feststellbare Unterschiede, die sich auf unterschiedliche Lebenswelten zurückführen lassen.

- Dann gibt es aber auch bei den Männern und Frauen, die dieser Unterschiedlichkeit in ihrem Verhalten und Empfinden gar nicht entsprechen, eine Vorstellung über diese Unterschiedlichkeit, d.h. ein zumindest implizites Wissen darum, inwiefern sie diesen Bildern von Weiblichkeit und Männlichkeit gleichen - oder auch nicht. Ich möchte dies normatives Geschlecht nennen. Wie auch immer jemand seine Geschlechtlichkeit lebt, er oder sie kommt nicht umhin, sich gegenüber diesen kulturellen Normen von Geschlecht zu verhalten, einen Standpunkt einzunehmen.

- Und drittens bevölkern kulturelle Bilder mehr oder weniger bewußt unsere Phantasie in Form von kollektiven Mythen über Männlichkeit und Weiblichkeit.

Jede Rede von wie auch immer gearteten Unterschieden zwischen den Geschlechtern hat daher immer auch einen normativen Beigeschmack, sie tendiert dazu, nicht nur etwas über das „Sein“, sondern auch etwas über das „Sollen“ auszusagen. Dadurch gerät jede Aussage über „die“ Geschlechter in die Gefahr, als normative Setzung verdächtigt zu werden. Oder anders ausgedrückt: Das Reden über die Geschlechter und die Beschreibung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten ist selber wiederum Teil der Problemlage, die es zu beschreiben versucht.

Zudem scheinen die inneren normativen und mythologischen Bilder, in denen unsere Geschlechtsidentität sich ausdrückt, den äußeren Bildern, also der real im heftigen Wandel begriffenen Ausgestaltung der Geschlechtsrollen einmal vorauszuweichen, ein anderes Mal in einigem Abstand hinterher zu folgen. Diese Asynchronität von empirischem, normativem und mythologischem Geschlecht macht es zunehmend schwieriger, eine stabile Geschlechtsidentität zu entwickeln, und dies durchaus für beide Geschlechter.

2. Frühe Objektbildung und moralische Entwicklung

Auf dem Hintergrund dieser allgemeinen Vorüberlegungen sollen zwei theoretische Gedankengänge und Untersuchungsgebiete vorgestellt werden, die helfen können, einige der Entstehungsbedingungen für geschlechtsspezifische Unterschiede verständlicher zu machen. Bei dem einen Bereich handelt es sich um eine in der psychoanalytischen Tradition stehende Theorie zur frühen Objektbildung beim Kind. Der zweite, daran anschließende Gedankengang beschäftigt sich mit den Unterschieden, die sich aus den spezifischen Sozialisationsbedingungen von Mädchen und Jungen für die moralische Entwicklung ergeben können. Beide Gedankengänge erklären Unterschiede zwischen den Geschlechtern auf interaktioneller Grundlage.

Die ersten grundlegenden Determinanten für unsere Auffassung von den Geschlechtern werden in der Familie gelegt. Die Prozesse, die ein Kind in diesem Kontext durchläuft, werden in der Objektbildungstheorie als eine Abfolge von Entwicklungsaufgaben beschrieben (Chodorow 1985, Keller 1986). Im Zentrum dieser Entwicklungsprozesse steht die allmähliche Herausbildung eines Selbstbewußtseins und damit auch eines Verständnisses der Welt. Die dazu notwendige Unterscheidung von Subjekt und Objekt, von Selbst und anderen, stellt einen ersten Schritt in dieser Entwicklung dar. In den ersten Lebensmonaten erlebt sich das Kind noch weitgehend als primäre Einheit mit seiner Welt. Die äußere Umgebung, die vom Kind weitgehend aus der Mutter besteht, wird als Erweiterung des Selbst erfahren. Erst in einem langsamen Erfahrungsprozeß lernt das Kind zu unterscheiden zwischen Ich und Nicht-Ich, zwischen innen und außen, zwischen Belebtem und Unbelebtem.

Dieser Entwicklungsprozeß ist begleitet von heftigen emotionalen Konflikten, die sich vor allem an der Mutter festmachen. Sie ist sowohl durch die gesellschaftlich vorgegebene Rollenteilung als auch durch die biologisch vorgegebenen Notwendigkeiten von Schwangerschaft und den fundamentalen Versorgungsaufgaben der ersten Lebensmonate ungleich stärker auf das Kind ausgerichtet als der Vater.

Die ersten Erfahrungen von Abhängigkeit und Unabhängigkeit, von Autonomie und Bindung macht das Kind in der Regel mit der Mutter. Sie wird in diesem Prozeß aufgeladen mit Gefühlen von primärer Liebe, aber auch mit der Angst, die mit der Erkenntnis der Getrenntheit einhergeht. Geben und Gewähren sind gleichermaßen Teile dieser frühen Erfahrung wie Vorenthalten und Entbehren. Die Möglichkeit, sich in diesem Prozeß des Erprobens von Welt der verlässlichen Anwesenheit der Mutter sicher zu sein und gleichzeitig auch die ersten Versuche von Eigenständigkeit erfolgreich bewältigen zu können, stellen eine Grundvoraussetzung dar für die Entwicklung eines stabilen Selbstbildes. Diese Entwicklung ist geprägt von einem fortwährenden Ausprobieren von Grenzen, manchmal spielerisch, manchmal kämpferisch. Hier wird die erste Schicht gelegt für den späteren Umgang mit Problemen von Abhängigkeit und Unabhängigkeit, mit Selbstkontrolle und Kontrolle von anderen.

Durch die weitgehende Konzentration der frühen Erziehungsaufgaben auf die Mutter wird diese als erstes imaginiertes Bild von Weiblichkeit in ungleich stärkerem Maß mit den ambivalenten Gefühlen von Trennung und Bindung besetzt als der Vater, dem erst allmählich in dieser Auseinandersetzung des Kindes mit seiner inneren und äußeren Welt eine Rolle zukommt. Seine Rolle bleibt affektneutraler und er kann im weiteren Entwicklungsverlauf vom Kind emotional mehr mit den positiven Seiten von Ablösungsprozessen, mit Gefühlen von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit besetzt werden. Hier wäre eine erste Entstehungsbedingung für die unterschiedliche affektive Besetzung der beiden Geschlechter anzusiedeln, die sich gleichermaßen auf Jungen und Mädchen auswirkt.

In den weiteren Entwicklungsschritten ergibt sich eine fundamental unterschiedliche Aufgabe für Jungen und Mädchen (Dinnerstein 1979). Während die Mädchen eine nur teilweise Abwendung von der Mutter vollziehen müssen, da sie ihnen ja als geschlechtliches Vorbild erhalten bleibt, müssen die Jungen eine viel weitergehende Trennung vollziehen, steht ihnen doch die Mutter auch als geschlechtliche Identifikationsfigur nicht mehr zur Verfügung. Die Mädchen zahlen dafür, dass für sie diese Trennung ein geringeres Maß an emotionalen Turbulenzen bedeutet als für die Jungen, den potentiellen Preis, dass ihre Ablösung nie vollständig gelingt und sie Teile der ursprünglichen Abhängigkeit ihr ganzes Leben lang begleiten. Für die Jungen hingegen bringt diese vollständiger vollzogene Ablösung die Gefahr mit sich, dass ihre Geschlechtsidentität auch später nur um den Preis stärke-

kerer Abgrenzung aufrecht zu erhalten ist. Dies führt dazu, „daß Knaben eher zu einer exzessiven Abgrenzung neigen und Mädchen zu einer unzureichenden“ (Keller 1984, S. 95), bzw. bei den Männern Bindungsangst und -abwehr überwiegt mit einem entsprechenden Mißtrauen gegen Beziehungen, bei den Frauen Trennungsangst und Angst vor Ausschluß mit einem entsprechenden Mißtrauen gegen Funktionen bzw. formalisierte Beziehungen (Krainz 1991). Den Männern werden weiterhin eher Gefühle von Separatheit zugesprochen, gegenüber den Gefühlen von Weltverbundenheit bei den Frauen (Chodrow 1985). Unschwer lassen sich hierin Haltungen finden, die mit den kulturell vorgegebenen, d.h. normativen Bildern von Männlichkeit und Weiblichkeit zusammenhängen, die den Männern mehr Autonomie und Selbstständigkeit, den Frauen eine stärkere Ausrichtung auf Beziehungen zuschreiben.

Einige dieser Gedankengänge sind in den zweiten Theoriestrang eingegangen, dem ich mich nun zuwenden will. Es handelt sich um die Überlegungen zur moralischen Entwicklung. Die ursprünglichen Theorien von Piaget und Kohlberg waren darauf ausgelegt, eben keine spezifisch, sondern eine universell gültige Entwicklung moralischer Kategorien bei Kindern zu beschreiben. Unterschiede, sofern sie gefunden wurden, spielten bei ihnen keine wesentliche Rolle. Piaget z.B. konnte ein unterschiedliches Spielverhalten beobachten. Während die Jungen mit Freude an der Systematik von Spielregeln ausgerichtet waren und die Einhaltung von Regeln einklagten, schienen die Mädchen weniger komplexe Regelsysteme zu benutzen und diese pragmatisch zu handhaben (Döbert 1988, S. 87). Sie waren weniger an den Regeln und mehr am Spielverlauf ausgerichtet. Nach Kohlberg waren Frauen in ihrem moralischen Urteil stärker an konkreten Bezugspersonen und pragmatischem Handeln ausgerichtet, Männer mehr an allgemeinen Regeln. Dieser Unterschied wurde jedoch nicht als alternative Orientierung gedeutet. Vielmehr waren diese beiden Ausrichtungen auf einer Entwicklungsskala verortet, die den Männern bescheinigte, tendenziell auf einer „höheren“ Entwicklungsstufe angeordnet zu sein.

Carol Gilligan (1984), eine Schülerin Kohlbergs, kritisierte diese Sichtweise und entwickelte auf dem Hintergrund der Objektbildungstheorie und mit Hilfe eigener Untersuchungen die Idee, dass es im Unterschied zu den behaupteten universellen Moral-Kategorien der herkömmlichen Theorie sehr wohl geschlechtsspezifische Unterschiede gäbe in Form von alternativen moralischen Orientierungen, die sich nicht in einem hierarchischen Entwicklungsmodell einbinden ließen, sondern vielmehr Ausdruck der unterschiedlichen Sozialisation und Lebensbedingungen von Frauen und Männern seien. Sie stellte der Gerechtigkeitsmoral der Männer mit ihrer starren Orientierung an Regeln, Gesetzen und Hierarchien und ihrer Betonung von situationsübergreifenden universellen Rechten und absoluten Normen den kontextuellen Relativismus und die Fürsorgemoral der Frauen mit ihrer Ausrichtung an Beziehungen und konkreten Handlungskonsequenzen gegenüber.

Unübersehbar ist auch hier wieder, dass Gilligan zwar eine Umbewertung vornahm, allerdings ohne insgesamt den Raum der Möglichkeiten zu verlassen, innerhalb dessen sie unterschiedliche moralische Orientierungen angesiedelt sah, ganz ähnlich wie bei den oben aufgeführten Theorien über frühe Objektbildung. Die Beschreibung von männlichen und weiblichen Eigenschaften bleibt, abgesehen von dieser Umbewertung, in den verschiedenen Theorien bemerkenswert gleich. Entsprechend sind für die Frauen die typischen „Fallen“ der Selbstlosigkeit und Selbstaufopferung einer Ethik der Fürsorge genauso verwandt, wie die männlichen „Fallen“ der Beziehungsignoranz und Rechthaberei der Gerechtigkeitsethik. Die Männer entwickeln eher ein rigides und strafendes Über-Ich, die Frauen ein abhängiges Über-Ich, das weniger losgelöst von seinen Ursprüngen und daher auch später

leichter zu beeinflussen ist. Anders ausgedrückt steht der formalen Moral der Männer mit ihrer für die Öffentlichkeit gedachten „Schönwetter-Rhetorik“ (Döbert 1988, S. 92) die interpersonelle Moral der Frauen gegenüber, die stärker auf das Vokabular der Alltagsmoral zurückgreift.

Wie wirkt sich dies nun in Gruppen aus? Schon während des Aufwachsens machen Jungen und Mädchen unterschiedliche Erfahrungen in und mit Gruppen. Kulturelle Normen und die Unterschiedlichkeit der jeweiligen Anforderungen in der Ausbildung einer Geschlechtsidentität bei Jungen und Mädchen ergänzen sich auch hier wiederum. Untersuchungen zu Verhaltensunterschieden bei Mädchen und Jungen (Maccoby 1978, Schenk 1979, Hagemann-White 1984) zeigen, dass sich Jungen stärker in größeren Gruppen zusammenschließen, Mädchen eher in Dyaden und Triaden verbleiben. Die Jungen schotten sich in ihren Gruppen stärker ab, neigen eher zu Prügeleien, Wutausbrüchen und dem Aufbau von Dominanzhierarchien und kommen dadurch schneller in Konflikt zur Erwachsenenwelt. Die Mädchen verbleiben eher in kleineren Kontexten und sind im Kontakt zu Erwachsenen weniger problematisch. Sie kommen den Wünschen der Erwachsenen eher nach und verstehen es zugleich auch besser, sie für ihre Zwecke zu nutzen. Im Unterschied zu der ungehemmteren Aggressivität von Jungen entwickeln Mädchen eine Art „prosozialer Aggressivität“ (Hagemann-White 1984), indem sie z.B. gegenüber anderen Kindern die Vorschriften der Erwachsenen vertreten und sich dadurch eine Gelegenheit zum Angriff verschaffen.

Prallen diese beiden „Kulturen“ im späteren Leben aufeinander, so bestand lange Zeit die Tendenz, dass sich die „Dominanzkultur“ der Männer gegen die „Beziehungskultur“ der Frauen durchsetzt. Männer unterbrechen Frauen schneller als umgekehrt, nehmen mehr Redezeit in Anspruch und bewerten die Beiträge von anderen Männern höher als die von Frauen (Wagner u.a. 1981), so einige der relevanten Ergebnisse empirischer Untersuchungen. Zugleich sind die Geschlechtsrollen in einem rapiden Wandel begriffen. Ließ sich vor 20 Jahren bei Frauen noch eine stärkere Neigung zu konformem Verhalten aufzeigen (Schneider 1985, 120f.), so ist dieser Unterschied heute nivelliert. Schon in den Milgram-Experimenten (1974) schnitten die Frauen nicht besser ab als die Männer. Sie zeigten zwar eine leicht größere Ausrichtung an Autoritäten; zugleich schienen sie einem wesentlich größerem Streß ausgesetzt als die Männer, da ihre Gewissensbisse in der Situation ungleich größer waren, was sich als ein Zeichen für ihre stärkere Ausrichtung an den konkreten Folgen ihres Handelns interpretieren läßt. Männer hingegen konnten besser abspalten und rationalisieren.

Dies wirft die Frage auf, ob sich Männer und Frauen insgesamt in ihren Bewältigungs- und Abwehrstrategien (Mentzos 1993) in belastenden Situationen unterscheiden. Es ergibt sich folgendes Bild: Männer neigen stärker zu nach außen gerichteten Abwehrmechanismen, z.B. zu Projektion und Wendung gegen das Objekt, und zur Affektabspaltung. Frauen tendieren mehr zu nach innen gerichteten Abwehrmechanismen, z.B. zur Wendung gegen sich selbst und zum Zurückstecken (Döbert 1988, Nunner-Winkler 1991).

Entsprechende Prozesse lassen sich gut in der Adoleszenz Phase beobachten, in der besonders mit den sozialen Vorgaben der Geschlechtsrolle gekämpft wird. Die Krise wird umso heftiger, je mehr traditionelle Rollenvorgaben bekämpft werden. Dabei können die Kampf- und Abwehrstrategien des jeweils anderen Geschlechts übernommen werden, d.h. die Frauen kämpfen „heftig“ und die Männer werden „gefühlig“. Wahrscheinlich ebenso häufig wie eine eventuelle Übernahme von Bewältigungsstrategien des anderen Geschlechts kann der adoleszente Kampf gegen die Geschlechtsrolle die Form einer Übererfüllung annehmen, bei Mädchen z.B. in der Magersucht, bei Jungen in gewalttätigem und kriminellem

Verhalten. Beide Formen der Revolte gegen die alten Geschlechtsrollenbilder hält für die Protagonisten die Gefahr bereit, in der Revolte selbstdestruktiv stecken zu bleiben.

3. Weibliche und männliche Autorität

Gemessen an der Literaturmenge ist die Frage nach einer eventuellen unterschiedlichen Wirkung von männlicher und weiblicher Autorität, bzw. von Männern oder Frauen in der Leitungsfunktion wenig diskutiert. Direkte Beiträge zu diesem Thema finden sich zudem häufiger von Frauen (z.B. Königswieser 1981, Bell 1994, Volmerg 1994; für die Familientherapie: Ebbecke-Nohlen u.a. 1992, Penn u.a. 1992). Die Selbstgewißheit der männlichen Position muß in Frage gestellt werden, damit bestimmte Themen überhaupt in den Blick kommen können. Dies kann z.B. geschehen durch die Konfrontation eines Leiters mit frauendominierten Gruppen (z.B. Rost 1987, Krainz 1991, König 1994), oder umgekehrt durch die Arbeit mit Männergruppen (Brandes 1990a, 1990b).

Auffällig ist hierbei, dass auch in der Reflexion und Kritik der herkömmlichen Geschlechtsrollen auf inhaltlich ähnliche Zuschreibungen zurückgegriffen wird wie bei den traditionellen Positionen. Verändert haben sich nur die Wertigkeiten, d.h. die traditionell mit Männlichkeit verbundenen Eigenschaften und Verhaltensstile werden relativiert oder abgewertet, die mit Weiblichkeit assoziierten Eigenschaften und Verhaltensstile aufgewertet. Die relationalen Merkmale von Männlichkeit und Weiblichkeit bleiben aber erhalten. So wird in der gruppenspezifischen und gruppenpsychotherapeutischen Diskussion sehr unbefangen auf anthropologisierende Konzepte zurückgegriffen. Animus und Anima, die große, gute oder zerstörerische Mutter, der strenge, bestrafende oder gute Vater.

Schaut man sich die Grundkompetenz von TrainerInnen auf ihre Geschlechtsspezifik an, so findet sich idealerweise eine Kombination von Verhaltensweisen, die typische „männliche“ wie „weibliche“ Rollenzuschreibungen enthalten: z.B. Standfestigkeit, Belastungsfähigkeit und Isolationstoleranz als „männliche“ Eigenschaften, Einfühlung und Achten auf die Gefühlsebene als „weibliche“ Eigenschaften. Als besonders geeignet erscheinen „männliche Frauen“ und „weibliche Männer“ (Königswieser 1981). Im Kontrast zum gesellschaftlichen Umfeld stellt sich die Gruppendynamik aufgrund dieser Übernahme „weiblicher“ Werte immer noch eher als „weiblich“ dar. Gegenüber vielen therapeutischen Methoden wiederum wirkt die Gruppendynamik eher konfrontativ, und damit mehr „männlich“. Auch hier finden sich also die gleichen geschlechtsspezifischen Kontraste wieder.

Bevor ich näher auf die Wirkung dieses Kontrastes eingehe, möchte ich skizzieren, wie er in strukturell unterschiedlichen Arbeitskonstellationen hergestellt wird. Fünf Situationen lassen sich unterscheiden. Ein Trainer oder eine Trainerin arbeiten alleine, sie arbeiten im Paar, oder es arbeiten jeweils zwei Frauen und zwei Männer zusammen.

In großen Trainings mit mehreren Gruppen kann es natürlich umfangreichere Konstellationen geben. Hier spielt vor allem eine Rolle, wie die hierarchischen Unterschiede zwischen Trainern und Co-Trainern geschlechtsspezifisch strukturiert sind. Wesentlich ist weiterhin für alle Konstellationen die Geschlechterverteilung bei den TeilnehmerInnen und ihre Wechselwirkung mit der jeweiligen Leitungskonstellation. Geschlechtshomogene Gruppen mit einem/r LeiterIn des anderen Geschlechts sind eher selten (Rost 1987). Die zahlreichen denkbaren Variationen werden noch ergänzt durch die spezifischen Kontextbedingungen einer Gruppe und die Besonderheiten der jeweiligen TeilnehmerInnen.

Arbeitet ein Trainer oder eine Trainerin alleine, so steht den TeilnehmerInnen und dem/der LeiterIn keine direkte Kontrasterfahrung zur Verfügung. Die TeilnehmerInnen

müssen sich quasi begnügen mit dem, was sie haben. Dem wird häufig mit einer Versachlichung des Problems begegnet, d.h. das Thema Geschlecht wird kaum angesprochen. Es kann aber auch Vorstellungen darüber hervorrufen, dass bestimmte Probleme nicht ansprechbar seien, weil man ja mit einem Mann bzw. einer Frau nicht darüber sprechen könne. Wird die eigene Rolle von der Leitung im Hinblick auf die geschlechtsspezifische Wirkung nicht reflektiert, so kann dies zu tatsächlichen Bevorzugungen und Benachteiligungen führen. Bei Machtkämpfen zwischen Teilnehmern und Teilnehmerinnen kann der Trainer oder die Trainerin in den Verdacht kommen, qua Geschlecht mit einer Seite solidarisch zu sein. Als Gegenbewegung kann dies zu besonderer Strenge mit gleichgeschlechtlichen Teilnehmern oder Teilnehmerinnen führen, bzw. zu libidinös aufgeladenen Beziehungen zum anderen Geschlecht, z.B. im Versuch, besonders einführend zu sein.

Ausbalanciert wird dies durch die Möglichkeit des Leiters oder der Leiterin, eine große Spannbreite an Eigenschaften und Verhaltensstilen zu zeigen, also sowohl „Vater“ wie „Mutter“, konfrontierend und versorgend zu sein. Dies wiederum eröffnet den TeilnehmerInnen die Möglichkeit, das jeweils andere Geschlecht als „vollständiger“ zu erleben, da aufgrund des „Mangels“ die sonst schnell einsetzende Rollenspaltung erschwert wird.

Falls in Gruppentheorien eine geschlechtliche Zuordnung vorgenommen wird, so wird, vor allem in den analytisch orientierten Modellen, die Gruppe mit dem „weiblichen“ Prinzip gleichgesetzt. Die Gruppe erscheint demnach als diffus, sowohl versorgend als auch verschlingend, identitätsfördernd oder identitätshindernd. Die Symbolik verweist auf die diffuse Rolle der Frau in der Familie und die primäre Bedeutung der Mutter bei der Objektbildung. Zugleich impliziert dies für die männlichen Leiter einer Gruppe (und die männlichen Urheber dieser Theorien), dass sie zusammen mit der Gruppe Vollständigkeit herstellen können, eine Frau in der Leitung also nicht mehr nötig ist. Umgekehrt würde sich bei einer Frau in der Leitung die Weiblichkeit „verdoppeln“, was für die männlichen Teilnehmer besonders bedrohlich erscheinen müßte.

Zumindest theoretisch ließen sich in diesem Modell verschiedene eher „weibliche“ oder „männliche“ Prozesszustände in Gruppen unterscheiden. Oder es ließe sich fragen, ob sich gegenüber einer weiblichen Leitung die Gruppe als männliches Prinzip konstituiert. In bezug auf das Geschehen in Gruppen sind solche Überlegungen weitgehend spekulativ. Da Spekulatives in Gruppentheorien aber ohnehin weit verbreitet ist, stellt sich die Frage, warum es gerade hier ausbleibt. Auf Seite der männlichen Trainer ließe sich dann nämlich ihr Umgang mit Gruppen symbolisch als Umgang mit einer Frau ansehen, was sich bis in die Deutungssprache niederschlägt, die in die Gruppe „eindringt“ (Königswieser 1981). Auf der Seite der Trainerinnen würde dann, ganz entgegen der gesellschaftlich zugewiesenen Rolle, eine ungeheure Machtfülle an den Tag treten.

Die symbolischen Zuordnungen der Geschlechter tauchen natürlich erst recht bei der Arbeit im gemischtgeschlechtlichen Paar auf. In der Gruppendynamik wird es weitgehend als die „ideale“ Arbeitskonstellation angesehen. Unter den Teilnehmern fühlen sich Männer und Frauen gleichermaßen im Leitungspaar repräsentiert, bzw. haben ein Identifikationsbild zur Verfügung. Im Sinne des Vorbildhandelns steht ein Paar für die Möglichkeit der gleichberechtigten Zusammenarbeit von Mann und Frau. Auf der Übertragungsebene wird ein vollständiges Bild angeboten.

Allerdings sind solche Idealbilder nicht nur schwer einzulösen, sie tendieren zudem dazu, traditionelle Rollenaufteilungen zu reproduzieren, z.B. indem die Trainerin ausschließlich den versorgenden Teil übernimmt oder zugewiesen bekommt, der Trainer den konfrontierenden Teil. Unterstützt wird dies von den geschlechtsspezifischen Prägungen

von Trainern und Trainerinnen, und im Zusammenspiel mit den Gruppenmitgliedern entsteht die traditionelle Rollenspaltung. Daraus entwickelt sich eine feste Rollenzuweisung spätestens dann, wenn die verunsichernde Situation eines Trainings nach gewohnten Verhaltensorientierungen suchen läßt. Dadurch wird gerade die Zusammenarbeit eines Trainers und einer Trainerin in starkem Maße an das Familienmodell angebunden, im positiven wie im negativen Sinne.

Dass diese geschlechtsspezifische Rollenzuweisung durchaus nicht „selbstverständlich“ ist, kann oft erst in ihrer Durchbrechung deutlich werden, z.B. bei der Arbeit im gleichgeschlechtlichen Paar, die die traditionelle Rollenaufteilung durcheinanderbringt. Die Zusammenarbeit von zwei Männern, lange Zeit Ausdruck ihrer Dominanz in der Besetzung von Führungspositionen, ist heute keineswegs mehr unproblematisch. Im Sozialbereich ist es eine stille Forderung, dass Paare gemischtgeschlechtlich besetzt werden. Diese Forderung ist verständlich und berechtigt. Männer waren zudem lange Zeit nicht bereit, geschlechtsspezifische Wirkungen ernst zu nehmen. Zugleich ist die Forderung aber auch Ausdruck der impliziten Annahme einer unüberbrückbaren bipolaren Differenz zwischen den Geschlechtern. Die politische Forderung nach der Gleichbesetzung von Führungspositionen verbindet sich mit alten geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und kann auf diese Weise zur Abwehrstrategie werden. Männer in der Leitung sehen sich dann einer Anklage gegenüber, die aufgrund ihrer angenommenen moralischen Berechtigung keines Nachweises mehr bedarf.

Die Zusammenarbeit von zwei Frauen in der Leitung galt lange Zeit als problematisch, und dies selbst im Sozialbereich. Als Argument aufgeführt wird hierbei, ähnlich wie bei dem entsprechenden Fall einer rein männlichen Leitung, die Schwierigkeiten für die männlichen Teilnehmer. Und doch scheint das Mißtrauen hier größer zu sein. Zum Teil kann dies auf die Umkehrung gesellschaftlicher Normalität zurückgeführt werden, die diese Konstellation ungewohnt macht. Doch dahinter verbirgt sich auch eine aufschlußreiche Umkehrung der Zuschreibungen. Bei Männern in Führungspositionen gehört der (patriarchale) Beschützer, der Förderer und Versorger durchaus zum klassischen Rollenrepertoire. Die den Frauen zugeschriebene größere Fürsorglichkeit scheint jedoch potentiell in ihr Gegenteil umzuschlagen, sobald Frauen gegenüber Männern in Machtpositionen gelangen. Der Konkurrentin auf dem gesellschaftlichen Markt der Möglichkeiten werden „schlechte“ Motive unterstellt. Der ideologische Charakter dieser Unterstellung liegt auf der Hand.

Auf der Grundlage der Objektbildungstheorien argumentiert nun auch eine der wenigen Autorinnen, die sich mit der Frage nach der unterschiedlichen Wirkung männlicher und weiblicher Autorität auseinandergesetzt hat. Königswieser (1981) stellt die Frage, ob sich ein Gruppenverlauf mit einer Frau und einem Mann in der Leitung jeweils anders entwickelt. Ihre Argumentation soll hier skizziert werden, denn obwohl ihre Überlegungen sich auf die alleinige Leitung durch eine Frau oder einen Mann beziehen, lassen sich die beschriebenen Phänomene auch in Gruppen beobachten, die von einem Trainer und einer Trainerin zusammen geleitet werden. Sie nehmen dort den Charakter der beschriebenen Rollenspaltung ein.

Königswieser geht vom klassischen Phasenmodell des Gruppenverlaufes nach Bennis (1972, S. 161) aus, bei dem die Auseinandersetzung mit Autorität im Mittelpunkt steht. Es lassen sich idealtypisch die drei Phasen von Dependenz (Abhängigkeit), Counterdependenz (Gegenabhängigkeit) und Interdependenz unterscheiden, die sich auch in der Entwicklungsgeschichte des Kindes wiederfinden. Die Theorie der frühen Objektbildung beschreibt dies als ein Wechselspiel von Dependenz und Counterdependenz, Identifizierung und Abgrenzung. Als ideales Ziel wird in beiden Modellen die Umwandlung der Beziehung

von Ungleichheit zu Gleichheit gesehen. Die Idealisierung oder Verdammung von Eltern und Autoritäten, die Aufspaltung von gut und böse wird aufgelöst in einen differenzierten Zugang zur Welt.

Königswieser beschreibt die unterschiedliche Wirkung von männlicher und weiblicher Autorität in diesen Phasen der Gruppenentwicklung. Eine Trainerin löst in der Dependenzphase demnach eine tiefere Regression aus, insofern sie auf die entwicklungsge­schichtlich frühere Abhängigkeit von der Mutter verweist. Dies wird gerade für die männlichen Teilnehmer gefährlich, vor allem bei einer attraktiven Trainerin, die das Risiko durch diese Kombination von Sexualität und Macht „verdoppelt“. Dieser Gefahr können TeilnehmerInnen durch eine geschlechtliche Neutralisierung der Trainerin begegnen oder durch ihre Mystifizierung als gute Mutter. Die im Training gegebene Zurückweisung der Führungserwartungen wird entsprechend von TeilnehmerInnen als harte Kränkung erlebt. Idealisierungen prägen hingegen die Abhängigkeitsphase gegenüber einem Trainer. Er soll aus dem Chaos herausführen und den Sinn hinter den unverständlichen Ereignissen vermitteln. Werden diese Erlösungshoffnungen nicht erfüllt, so kann dies in der Counterdependenzphase in aggressive Opposition gegenüber dem Trainer umschlagen.

Die zentrale Argumentationslinie von Königswieser besagt nun, dass dieser Kampf gegen einen Trainer leichter weil ungefährlicher zu führen ist als gegen eine Trainerin. „Auch männliche Autoritäten werden bekämpft, der Vätermord inszeniert, der Sturz des Königs organisiert. Mir scheint jedoch, dass der Kampf gegen einen Mann klarer, einfacher und weniger beängstigend ist als der Kampf gegen eine Frau. Die Counterdependenz gegen Frauen scheint nebulöser, magischer, jenseits des logisch Erklärbaren zu liegen. ... Frauenherrschaft ist in unserer Gesellschaft noch beängstigender als Männerherrschaft, und es kostet mehr Energie, die Zusammenhänge zu erkennen und gegen Frauen zu kämpfen“ (Königswieser 1981, 202f.).

Mit dem Trainer als dem Repräsentanten gesellschaftlicher Macht kann leichter offen gekämpft werden, zumal die geschlechtsspezifischen Zuschreibungen die Männer als diejenigen erscheinen lassen, die solchen Angriffen eher gewachsen sind. Die Macht der Trainerin muß hingegen stärker ins unbewußte System verwiesen werden, weil sie fundamentalere Bindungsängste aktiviert. Dahinter steht die Phantasie, dass der verlorene Kampf mit dem Trainer zur „Unterordnung“, der verlorene Kampf mit der Trainerin aber zur „Vernichtung“ führt. Die Bearbeitung der Autoritätsproblematik mit einer Trainerin ist nach Königswieser daher schwieriger, und, wenn sie gelingt, zugleich differenzierter als bei einem Trainer.

Ich möchte der Analyse von Königswieser weitgehend folgen. Es fällt jedoch auf, dass die Kehrseite des weiblichen Umgangsstils zwar gesehen, aber nur in Randbemerkungen aufgegriffen wird. Wird der Umgangsstil von Frauen als egalitärer, offener und weniger konkurrenzbetont beschrieben, so kann dies sowohl Ausdruck eines differenzierteren Umgangs mit Autorität als auch einer differenzierteren Abwehr sein. Ihren Ausdruck kann diese Abwehr bei Frauen in normativen Systemen der Selbstverpflichtung finden oder in einer Flucht in die Beziehung. Ist zudem ein Trainer anwesend, so können Männer wie Frauen der Auseinandersetzung mit der Trainerin durch den Kampf mit dem Trainer ausweichen.

Gerade viele männliche Trainer bieten das Ausweichen in den Kampf durch ihr übermäßiges Betonen der Autoritätsauseinandersetzung fortwährend an. Männliche Macht- und Konkurrenzformen, die sich in dieser Form verselbstständigen, wären entsprechend als Abwehr von Bindungsängsten zu verstehen.

Für Frauen würde die Idealisierung von Weiblichkeit und die Abwehr von Macht die entsprechende Funktion erfüllen. In der Situation des Trainings, bzw. in der Zusammenar-

beit eines Paares, entsteht daraus die Gefahr, die Autoritätsauseinandersetzung an den Trainer zu delegieren und damit kollektiv die Auseinandersetzung mit der Autorität der Frau abzuwehren. Als Kehrseite der Dämonisierung des Weiblichen entsteht die in unserer Kultur ebenso geläufige Idealisierung der Frau, beides Ausdruck der Gleichzeitigkeit von sozialer Unterprivilegierung und familiärer Macht.

Eigene Trainingserfahrungen haben mich in dieser Hinsicht zunehmend nachdenklicher gemacht. Im Training hat es einige Jahre gedauert, bis ich bei Teilnehmerinnen Macht- und Konkurrenzkämpfe überhaupt bemerkt habe, verbargen diese sich doch zumeist hinter Beziehungsangeboten. Zwar ist Umgang mit Autorität für mich ein zentraler Inhalt im Training. Ich werde jedoch zunehmend mißtrauisch gegen rituelle Auseinandersetzungen. Ins Blickfeld kommen nun subtilere Mechanismen der sozialen Beeinflussung. Ein wesentlicher Teil davon ist die Frage nach der Funktion bzw. dem Zusammenspiel von männlichen und weiblichen Rollen bei der Herstellung von Herrschaft.

Dieses Zusammenspiel funktioniert auch und gerade auf der Leitungsebene. Insofern reicht mir die übliche Zuschreibung nicht mehr, nach der z.B. Trainer konfrontierender, Trainerinnen stützender seien. Das gilt auch für die Annahme, weiblicher Umgang sei kooperativer, männlicher Umgang konkurrenzbetonter. Meine Aufmerksamkeit richtet sich auf das, was jeweils dadurch abgewehrt wird. Meine eigene Abwehr gegen Intimität spüre ich z.B. in meinem Impuls, den Gruppenmitgliedern ihre idealisierende Phase nicht richtig zu „gönnen“. Die Abwehr der Kolleginnen spüre ich zunehmend in ihrer Schwierigkeit, offene Angriffe auszuhalten, und ihnen nicht durch Verletzt Sein oder durch Moralisieren zu begegnen, indem z.B. ein bestimmter Umgangsstil eingeklagt wird. Oder sie lassen durch Überfürsorglichkeit erst gar keine Auseinandersetzung aufkommen.

Eine Schlüsselszene für mein Verständnis stammt aus einer längerfristigen Fortbildung. Ich hatte in diesem Training die Rolle des „Zündlers“. Im letzten Abschnitt wurde von den Frauen angesprochen, dass die Auseinandersetzung mit der Trainerin nicht stattgefunden habe. Es wurde der Vorwurf formuliert, die Trainerin würde Beiträge „abbügeln“, und zwar auch solche, die an mich gerichtet seien. D.h., aus der Sicht der Teilnehmerinnen verhinderte die Trainerin auch den Zugang zum Trainer. Im Gegensatz zu mir nahm die Kollegin diesen Angriff als sehr aggressiv wahr. Ich wiederum hielt diesen Angriff für einen wichtigen Schritt und unterstützte die Teilnehmerin dahingehend, dass sie diese Wahrnehmung weiter untersuchen sollte. Für die Kollegin erschien dies jedoch als ein Loyalitätsbruch meinerseits und ein Bündnis mit den Teilnehmerinnen gegen sie.

In unserem Nachgespräch wurde deutlich, dass die Sequenz mein Mißtrauen aktiviert hatte, von einer Frau gebunden zu werden, ohne es zu merken, und dass es der „Töchter“ bedurfte, um mich darauf aufmerksam zu machen. Bei der Kollegin hatte die Sequenz hingegen Trennungsängste bzw. die Angst vor einem Beziehungsabbruch aktiviert. Während ich glaubte, die „Töchter“ in der Auseinandersetzung mit der „Mutter“ unterstützen zu müssen, wollte sie von mir Unterstützung gegen die Aggression der „Töchter“.

In diesem Sinne macht erst die Einsicht in die Verknüpfung von männlicher und weiblicher Autorität eine differenziertere Auseinandersetzung mit Autorität möglich, die nicht implizit die alte Rollenzuschreibung reproduziert. Erschwert wird dies, wenn sich männliche und weibliche Autorität aufgrund der zugrundeliegenden Rollenspaltung nur noch in ihren je eigenen Welten begegnen. Auch dies spricht dafür, bei Trainern „weibliche“ Eigenschaftsprofile, bei Trainerinnen „männliche“ Eigenschaftsprofile zu entwickeln. Das Modell gerät jedoch in die Gefahr, der Illusion einer Auflösung der Unterschiede aufzusitzen, und sich in den Größenwahn hineinzubegeben, „männlich“ und „weiblich“ zugleich zu

sein. Als Ziel realistischer erscheint mir eine Annäherung ohne Auslöschung der Unterschiede, d.h. durchlässiger zu werden für Differenzierungen und die Neugierde auf das Andere, bzw. das Fremde im anderen Geschlecht mit weniger Angst zu besetzen.

Literaturverzeichnis

- Bell, Karin (1994), Frauen in Gruppen: Emanzipation oder Anpassung? in: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik H. 2, S. 115-126.
- Bennis, Warren G. (1972), Entwicklungsmuster der T-Gruppe, in: Bradford, Leland P.; Gibb, Jack R.; Benne, Kenneth D. (1972), T-Gruppentheorie und Laboratoriumsmethode, Stuttgart, S. 270-300.
- Brandes, Holger (1990a), Männer unter sich. Darstellung des Verlaufs einer analytischen Männergruppe, in: Ders., Christa Franke, (1990) (Hrsg.), Geschlechterverhältnisse in Gesellschaft und Therapie, Münster, S. 115-154.
- Brandes, Holger (1990b), Die männliche Matrix. Überlegungen zur männlichen Identität, männlichen Beziehungsformen und therapeutischen Männergruppen, in: Ders., Christa Franke, (1990) (Hrsg.), Geschlechterverhältnisse in Gesellschaft und Therapie, Münster, S. 155-177.
- Chodorow, Nancy (1985), Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München.
- Dinnerstein, Dorothy (1979), Das Arrangement der Geschlechter, Stuttgart.
- Doebert, Rainer (1988), Männliche Moral - weibliche Moral? in: Uta Gerhard; Yvonne Schütz (Hrsg.), Frauensituationen. Veränderungen in den letzten 20 Jahren, Frankfurt, S. 81-113.
- Ebbecke-Nohlen, Andrea; Schweizer, Jochen (1992), Macht der „kleine Unterschied“ einen Unterschied? Eine Diskussion über die Geschlechterperspektive in der systemischen Familientherapie, in: Schweitzer, Jochen; Arnold Retzer; Hans Rudi Fischer (1992)(Hrsg.), Systemische Praxis und Postmoderne, Frankfurt, S. 206-232.
- Gilligan, Carol (1984), Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München.
- Hagemann-White, Carol (1984), Sozialisation: Weiblich - männlich? Opladen.
- Keller, Evelyn Fox (1986), Die innere Welt der Subjekte und Objekte, in: Dies., Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft?, München, S. 73-134.
- König, Oliver (1994), Verkehrte Welt. Männer und Frauen im gruppendynamischen Training, in: Gruppendynamik, H. 1, S. 25-38.
- Königswieser, Roswitha (1981), Mutter-Hexe-Trainerin, in: Gruppendynamik, H. 3, S. 193-207.
- Krainz, Ewald E. (1991), Kooperation und Geschlecht, in: Gruppendynamik, H. 4, S. 415-441.
- Langenmayr, Arnold (1978), Familienkonstellation, Persönlichkeitsentwicklung, Neurosenentstehung, Göttingen.

- Maccoby, Eleanor (1979), Die Psychologie der Geschlechter. Implikationen für die Erwachsenenrolle, in: Evelyne Sullerot (Hrsg.), Die Wirklichkeit der Frau, München, S. 284-306.
- Mentzos, Stavros (1992), Neurotische Konfliktverarbeitung. Einführung in die psychoanalytische Neurosenlehre, Frankfurt.
- Nunner-Winkler, Gertrud (1991) (Hrsg.), Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik, Frankfurt.
- Penn, Peggy; Marcia Sheinberg (1992), Gender-Dilemmata, Gender-Fragen und Gender-Mantra, in: Schweitzer, Jochen; Arnold Retzer; Hans Rudi Fischer (1992)(Hrsg.), Systemische Praxis und Postmoderne, Frankfurt, S. 233-253.
- Rost, Wolf-Detlef (1987), Als männlicher Leiter in einer Frauengruppe, in: Gruppendynamik, H. 1, S. 61-72.
- Schenk, Herrad (1979), Geschlechtsrollenwandel und Sexismus. Zur Sozialpsychologie geschlechtsspezifischen Verhaltens, Weinheim.
- Schneider, Hans-Dieter (1985), Kleingruppenforschung, Stuttgart.
- Volmerg, Ute (1994), Parteilichkeit ist unvermeidlich. Machtverteilungsmuster zwischen den Geschlechtern, in: Gruppendynamik, H. 1, S. 7-12.
- Wagner, Angelika; Stahl, Christa; Schick, Hans-Eberhard (1981), Geschlecht als Statusfaktor in Gruppendiskussionsverhalten von Studentinnen und Studenten - eine empirische Untersuchung, in: Linguistische Berichte H. 71, S. 8-25.